

Julia Stegt: Geschlechterbeschreibungen in der Soziobiologie und deren feministische Kritik

Hausarbeit im Seminar „Gender in Mathematik und Naturwissenschaften – Eine Einführung“, Universität Hamburg, Fakultät für Mathematik, Informatik und Naturwissenschaften, Prof. Dr. Andrea Blunck und Dr. H. Götschel, SoSe 2005

Inhaltsverzeichnis

- 1 Einleitung**
- 2 Soziobiologie**
 - 2.1 Grundannahmen und Selbstverständnis
 - 2.2 Grundlagen
 - 2.3 Hauptaussagen
 - 2.4 Soziobiologie und menschliches Verhalten
- 3 Geschlecht in der Soziobiologie**
 - 3.1 Grundlagen geschlechtsspezifischen Verhaltens
 - 3.2 Weibliche Strategien und daraus resultierendes Verhalten
 - 3.3 Männliche Strategien und daraus resultierendes Verhalten
 - 3.4 Geschlechtsspezifisches Verhalten des Menschen
- 4 Feministische Kritik an der Geschlechterbeschreibung der Soziobiologie**
- 5 Fazit**
- 6 Literatur**

1 Einleitung

Die Naturwissenschaft, insbesondere die Biologie, stellt heutzutage in der Öffentlichkeit eine bedeutende Wissensautorität dar und erfährt durch ihre populärwissenschaftliche Rezeption eine beträchtliche Verbreitung. Bereits 1991 stellte Elisabeth List Tendenzen zu dieser Entwicklung fest.

„Es scheint, dass die Biologie heute in der Öffentlichkeit als Wissensautorität dabei ist, den Sozialwissenschaften den Rang abzulaufen, was sich besonders an ihrer außergewöhnlichen Medienpräsenz zeigt“ (ebd. 1991, 136).

Die Biologie besitzt damit eine große Definitionsmacht nicht nur über die Darstellung und Beschreibung von Vorgängen in der Natur, sondern ebenfalls zur Absicherung bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse (vgl. List 1991, 136, 138f.).

Insbesondere die Soziobiologie bietet zahlreiche, leicht verständliche Begründungen für menschliches Verhalten an und erreicht über die populärwissenschaftliche Verbreitung ihrer Botschaften viele Menschen¹. Auf diese Weise wohnt ihr ein hohes Potenzial inne, Meinungen zu bilden und zu beeinflussen (vgl. List 1991, 142). Ein besonders beliebtes Thema der Soziobiologie und ihrer Wiedergabe in den Medien stellt geschlechtsspezifisches Verhalten dar.

In der vorliegenden Hausarbeit mit dem Titel „Geschlechterbeschreibungen in der Soziobiologie und deren feministische Kritik“ soll der Frage nachgegangen werden, wie die Kategorie Geschlecht in der Soziobiologie beschrieben und feministische Kritik daran geübt wird. Dies erfolgt mit dem Ziel, die der Soziobiologie in Bezug auf Geschlecht innewohnende Argumentation aufzudecken und zu kritisieren, um ihrer populärwissenschaftlichen Rezeption, die so oft im Alltag als Erklärung für Geschlechterhierarchie und Geschlechterdifferenzen herangezogen wird, entgegentreten zu können.

Zu diesem Zweck wurde zunächst eine Auswahl soziobiologischer Literatur und Sekundärliteratur, die u. a. biologische Lehrwerke und Lexika umfasst, herangezogen. Ebenso diente feministische Literatur zur Kritik an der Soziobiologie und Sekundärliteratur hierzu in Form von Zusammenfassungen feministischer Soziobiologiekritik als auch allgemeiner feministischer Biologie- und Naturwissenschaftskritik dem Vorhaben.

Die Hausarbeit ist auf die soziobiologische Beschreibung von Geschlecht und ihrer feministischen Kritik begrenzt und zeigt lediglich einen Ausschnitt der Soziobiologie und der an ihr geübten Kritik. Die Debatte ist viel umfassender als in diesem Rah-

¹ Die wesentliche wissenschaftliche Diskussion um die Soziobiologie fand in den späten 1970er Jahren statt. Ein deutlich quantitativer Anstieg in der deutschen Mediendarstellung der Soziobiologie ist ab Mitte der 1990er Jahre festzustellen (vgl. hierzu Linke 2005).

men dargestellt werden kann: Feministinnen kritisieren nicht nur das Geschlechterbild der Soziobiologie, sondern die Wissenschaft an sich mit ihren Methoden, Ansprüchen, ihrem Selbstbild usw. Außerdem existiert ebenfalls eine nicht explizit dem Feminismus zuzuordnende Kritik an der Soziobiologie.

Zunächst werden in der Arbeit die wesentlichen Grundannahmen und das Selbstverständnis der Soziobiologie, ihre Grundlagen und Hauptaussagen sowie die soziobiologische Sicht auf menschliches Verhalten erläutert. Darauf folgen eine Darstellung der Sichtweise geschlechtsspezifischen weiblichen und männlichen Verhaltens in der Soziobiologie, der ihr zugrunde liegenden Annahmen sowie deren Übertragung auf menschliches Verhalten. In einem dritten Schritt werden die Kritikpunkte an der Geschlechterbeschreibung der Soziobiologie von feministischer Seite dargelegt. Am Ende der Arbeit steht ein Fazit.

2 Soziobiologie

2.1 Grundannahmen und Selbstverständnis

Bei der Soziobiologie handelt es sich um eine Teildisziplin der Biologie, die mithilfe der Evolutionstheorie menschliches und tierisches Sozialverhalten zu erforschen und zu erklären versucht (vgl. Barash 1980, 12; List 1991, 135). Sie wendet hierzu Methoden der Populationsbiologie und der vergleichenden Verhaltensforschung an (Wilson 1980, 6). Ihre Ausgangsprämisse lautet, dass jegliches Verhalten aus einer stammesgeschichtlichen Entwicklung hervorgegangen, demnach in den Genen kodiert und damit biologisch determiniert ist (vgl. Barash 1980, 12; Mauß 2001, 98). Hieraus leitet die Soziobiologie gesellschaftliche Ansprüche ab. Ausgangspunkt der heutigen Soziobiologie stellt das Werk Edward O. Wilsons „Sociobiology: The New Synthesis“ dar (ebd. 1975). Wilson beansprucht darin für die Soziobiologie, im Rahmen einer umfassenden Sozial- bzw. Verhaltenstheorie, das gesamte soziale Verhalten, einschließlich des Sozialverhaltens des Menschen, erklären zu können. Die Soziobiologie stellt seiner Ansicht nach eine allgemeine Universalwissenschaft „as the systematic study of the biological basis of all social behaviour“ (ebd. 1975, 4) dar und soll die Sozialwissenschaften, insbesondere die Soziologie, ablösen (vgl. ebd. 1975, 4, 547ff. und 1980, 6):

„It may not be too much to say that sociology and the other social sciences, as well as the humanities, are the last branches of biology waiting to be included in the Modern Synthesis“ (ebd. 1975, 4).

2.2 Grundlagen

Die innerhalb der Soziobiologie verwendete Evolutionstheorie fußt auf der **Selektionstheorie Charles Darwins**, die die Evolution durch natürliche Auslese erklärt. Diese besagt, dass die am besten angepassten Individuen die meisten Nachkommen hervorbringen, wodurch schlechter Angepasste verdrängt werden. So finden die Merkmale, die Fitness² übertragen, immer mehr Verbreitung und setzen sich vor denen mit weniger Fitness durch. Dies gilt nicht nur für physische Merkmale, sondern auch für das Verhalten einzelner Individuen (vgl. Barash 1980, 22ff.; Immelmann 1996, 160; Ridley 2004, 9ff.).

Weiter enthält die Soziobiologie Aspekte der **vergleichenden Verhaltensforschung (Ethologie)**. Diese untersucht die stammesgeschichtliche Herkunft und Entwicklung von Verhaltensmerkmalen, wozu systematisch das Verhalten verschiedener Tierarten erhoben und dieses im Vergleich interpretiert wird. Ihre Grundannahme lautet, dass die Verhaltensstrukturen der Tierarten durch natürliche Selektion entstanden sind. Sie geht davon aus, dass das Verhalten der Arterhaltung dient, indem die Selektion an der Art oder Gruppe ansetzt (vgl. Barash 1980, 19f.; Immelmann 1996, 11).

Die Populationsgenetik in Form der **„Modernen Synthese“** stellt die Basis soziobiologischer Theorien dar. Begründet wurde die moderne Synthese von Ronald A. Fisher, John B. S. Haldane und Sewall Wright. Sie betrachteten die natürliche Selektion Charles Darwins als den Hauptmechanismus der Evolution und verbanden diese mit der Genetik. Auf der Grundlage der Mendelschen Gesetze³ untersuchten sie mathematisch Gesetzmäßigkeiten, die Evolutionsprozessen zugrunde liegen (vgl. Barash 1980, 41ff.; Ridley 2004, 14ff.).

2.3 Hauptaussagen

In der Soziobiologie wird von einer **genetischen Grundlage jedes Verhaltens** ausgegangen. Die das Verhalten bestimmenden Gene werden als durch Evolution und Anpassung entwickelt angesehen. Verhaltensweisen werden mit stammesgeschichtlicher Entwicklung und **natürlicher Selektion** erklärt (vgl. Barash 1980, 12, 21; Dawkins 1994, 25, 52; Mauß 2001, 100; Weber 2003, 5ff.).

Als Ziel der natürlichen Auslese wird die **Maximierung der Fitness** betrachtet. Die Evolution fördert laut Soziobiologie solche Verhaltensstrategien, die die höchsten

² Der Begriff Fitness (=Adaptionswert) beschreibt die Fähigkeit eines Genotyps (Individuum), möglichst häufig im Genpool (Population) der nächsten Generation vertreten zu sein (vgl. Lexikon der Biologie: in fünfzehn Bänden, 2004).

³ Bei den Mendelschen Gesetzen handelt es sich um von Gregor Mendel (österreichischer Botaniker, Genetiker, Augustinermönch) um 1865 erarbeitete und von C. E. Correns, E. von Tschermak und H. de Vries um 1900 unabhängig voneinander wiederentdeckte Gesetzmäßigkeiten der Vererbung (Genetik). Die Ergebnisse seiner über 10.000 Kreuzungsversuche mit Erbsen fasste Mendel in drei Regeln zusammen, die später nach ihm benannt und durch weitergehende genetische Vorstellungen ergänzt wurden (vgl. Lexikon der Biologie: in fünfzehn Bänden, 2004).

Reproduktionserfolge nach sich ziehen. Dabei setzt die Selektion nicht wie in der vergleichenden Verhaltensforschung an der Art oder der Gruppe, sondern am Gen an. Der Organismus wird als Mittel zum Zweck Gene zu vermehren und zu verbreiten angesehen (vgl. Barash 1980, 42f.; Dawkins 1994, 24, 90ff.; Mauß 2001, 99; Weber 2003, 5ff., 9ff., 96ff.).

Verhalten, das altruistisch geprägt ist und nicht unter der bisherigen Definition der Maximierung der Fitness betrachtet werden konnte, wird in der Soziobiologie mithilfe der **Skin Selection bzw. Verwandtschaftsselektion** erklärt. Das Gen als Einheit der Evolution spielt bei dieser Erklärung die entscheidende Rolle. Fitness, die zuvor nur an direkten Nachkommen gemessen wurde, wird nun erweitert betrachtet und schließt Verwandtschaftsgrade nach Genotyp ein. Dieses Konzept will uneigennütziges Verhalten erklären, das als mit der Höhe des Verwandtschaftsgrades zunehmend angesehen wird. Die Evolution fördert demnach ebenfalls altruistische Verhaltensstrategien, da diese den Reproduktionserfolg der jeweiligen Gene erhöhen. Auch hier zeigt sich eine geringe Bedeutung des Individuums: Die Selektion greift am Gen und nicht am Individuum an, dessen Lebenssinn nicht in der Selbsterhaltung und Eigenreproduktion, sondern in der Reproduktion der Gene liegt. Deshalb kann das altruistische Verhalten eines Individuums auch gegen seine eigenen Interessen laufen (vgl. Barash 1980, 84ff.; Dawkins 1994, 154ff.; Mauß 2001, 99f.; Weber 2003, 53ff.; Wickler/Seibt 1977, 96ff.).

2.4 Soziobiologie und menschliches Verhalten

Bei der Untersuchung menschlichen Verhaltens suchen SoziobiologInnen nach kulturübergreifenden Übereinstimmungen in den Verhaltensmustern von Menschen. Bei mehreren übereinstimmenden Ergebnissen gehen sie davon aus, dass ein evolutionsbedingter biologischer Grund für den untersuchten kulturellen Faktor bestehen muss (vgl. Barash 1980, 271).

Aufbauend auf der Grundannahme der Soziobiologie, dass Verhalten auf einer genetischen Grundlage basiert und der Mensch Teil einer evolutionären Entwicklung ist, schließen SoziobiologInnen in ihren Theorien ebenfalls den Menschen ein. Dies geschieht besonders auch deshalb, da diese Theorien nicht bezüglich einer bestimmten Art entwickelt wurden. Ebenso wie bei den anderen Arten dient die menschliche Existenz nur dem Ziel, die eigenen Gene zu verbreiten und das menschliche Gehirn der Steuerung zur Erhaltung und Verbreitung der Gene. Der menschliche Geist ist demnach nur Mittel zum Zweck (vgl. Barash 1980, 273ff.; Dawkins 1994, 90ff., Wilson 1980, 6, 10).

Die Stärke der genetischen Determination menschlichen Sozialverhaltens wird von den VertreterInnen der Soziobiologie unterschiedlich eingeschätzt. Beispielsweise

existiert die Auffassung, dass Menschen für Sprache und Sprachentwicklung über genetische Anlagen verfügen sowie genetisch bestimmte Empfänglichkeiten für kulturelle Praktiken und Normen besitzen. In diesem Sinne wird ein Großteil des menschlichen Verhaltens als evolutionär angepasst betrachtet. Da Kultur und Traditionen sich jedoch ebenfalls evolutionär entwickelten und Kultur und Biologie sich wechselseitig beeinflussen, wird der Anteil der genetischen Determiniertheit menschlichen Verhaltens von dieser Seite als nicht genau bestimmbar betrachtet (vgl. Barash 1980, 271, 273ff., 305). Von anderer Seite wiederum wird die Meinung vertreten, dass der Spielraum im menschlichen Sozialverhalten sehr viel geringer ist. Aus dieser Richtung wird auch die Meinung vertreten, dass der Soziobiologie die Möglichkeit innewohnt, ethische Fragen zu beantworten (vgl. Wilson 1975, 526ff.).

3 Geschlecht in der Soziobiologie

3.1 Grundlagen geschlechtsspezifischen Verhaltens

Das auf soziobiologische Weise erklärte geschlechtsspezifische Verhalten lässt sich kurz und knapp zur Formel „kleine Spermien, große Eizellen“ zusammenfassen. Während männliche Individuen mit der Produktion einer großen Menge kleiner, beweglicher Gameten⁴ in kurzer Zeit viele Nachkommen zeugen können, sind weibliche Individuen, die weniger und größere energiereichere Gameten produzieren, nur zur Erzeugung einer begrenzten Zahl von Nachkommen in der Lage (vgl. Dawkins 1994, 232ff.; Mauß 2001, 100; Wickler/Seibt 1990, 91).

Aus dieser Situation ergeben sich unterschiedlich starke **Eltern-Investitionen** in die Nachkommen sowie unterschiedliche **Reproduktionsstrategien** der Geschlechter. Männliche und weibliche Individuen verfolgen demzufolge unterschiedliche Taktiken zur Maximierung des jeweiligen Fortpflanzungserfolgs und unternehmen Versuche der gegenseitigen Ausbeutung und Täuschung, da zwischen den PartnerInnen kein Verwandtschaftsverhältnis besteht (vgl. hierzu auch Kapitel 2.3: Skin Selection/Verwandtschaftsselektion). Das Ökonomiekonzept spielt bei Zeugung und Aufzucht von Nachkommen eine entscheidende Rolle; diese sollen möglichst ökonomisch erfolgen. Demnach besteht die grundlegende Strategie darin, den Partner bzw. die Partnerin dazu zu veranlassen, die Hauptlast für die Aufgabe der Aufzucht zu übernehmen. Das Konzept der Ökonomie gebietet ebenfalls, alle Aufwendungen auf eigene Nachkommen zu beschränken und Fehlinvestitionen in Form von Aufzucht fremder Jungen zu vermeiden (Dawkins 1994, 231ff.; Barash 1980, 147; Weber 2003, 25f.; Wickler/Seibt 1990, 14f., 127ff., 134f.).

⁴ Hierbei handelt es sich um die geschlechtlich differenzierten Fortpflanzungszellen von Pflanzen, Tieren und Menschen (vgl. Lexikon der Biologie: in fünfzehn Bänden, 2004).

Die unterschiedlichen Investitionen der Geschlechter führen zu geschlechtsspezifischen Strategien und diese wiederum zu Strategiekonflikten zwischen Männchen und Weibchen. Die Strategien der Geschlechter beeinflussen sich gegenseitig, wodurch es zu einem evolutionsstabilen Mischverhältnis an Verhaltensstrategien kommt. An dieser Stelle setzt die **sexuelle Selektion** an. Der Fortpflanzungserfolg der Männchen ist von der Anzahl der Paarungen abhängig, die der Weibchen von der Qualität des Partners. Daraus folgt, dass Männchen um den sexuellen Zugang zu Weibchen konkurrieren müssen, „draufgängerisch“ sind und nur die Besten Reproduktionserfolg haben, während Weibchen mit ihren begrenzten Fortpflanzungsressourcen haushalten müssen und es sich für sie lohnt, „wählerisch“ zu sein, um nur mit den besten Männchen Paarungen einzugehen (Barash 1980, 148ff., 154ff.; Weber 2003, 27; Wickler/Seibt 1990, 92f., 102).

3.2 Weibliche Strategien und daraus resultierendes Verhalten

Das Problem des Weibchens besteht laut Soziobiologie darin, das Männchen dazu zu bewegen, die Hauptlast der Aufzugskosten für die Nachkommen zu übernehmen, denn es hat von Anfang an aufgrund der bereits aufgebrauchten Energie für die Eizelle und der Ernährung des Embryos mehr investiert als dieses. Da das Weibchen bereits so viel investiert hat, kann es den Nachwuchs nicht verlassen. Die Jungen alleine aufzuziehen stellt eine geringere Investition dar als neuen Nachwuchs zu erzeugen. Aus diesem Grund ist die Bindung der Mutter an die Nachkommen größer als die des Vaters. Ihr obliegt in der Regel die elterliche Fürsorge (vgl. Barash 1980, 161f., 184f.; Dawkins 1994, 240; Weber 2003, 26).

Das Ziel des Weibchens ist es, mit dem Männchen eine Gemeinschaft zu bilden und eine monogame Beziehung einzugehen, um Unterstützung bei der Aufzucht zu erfahren. Dies kann es nur erreichen, wenn auch das Männchen bereits vor der Aufzucht in den Nachwuchs investiert hat. Deshalb verlangt das Weibchen vor der Paarung Vorleistungen in Form von beispielsweise Balz oder Brautgeschenken. Es verhält sich dem Männchen gegenüber „spröde“. Dies führt zudem zu einer Konkurrenzsituation zwischen Männchen, die dem Weibchen hilft, das beste Männchen zu ermitteln. Diese „Sprödigkeit“ stellt eine weibliche Fortpflanzungsstrategie dar und ist erfolgreich, soweit sich alle Weibchen so verhalten. Um von einem polygamen Männchen anerkannt zu werden, ist es außerdem für ein Weibchen strategisch günstiger, Aggressionen gegen andere Weibchen möglichst zu unterlassen (vgl. Barash 1980, 147ff., 158; Dawkins 1994, 245ff.; Wickler/Seibt 1990, 127ff., 137f.).

3.3 Männliche Strategien und daraus resultierendes Verhalten

Das Männchen hat die größten Reproduktionserfolge, wenn es die vielen kleinen Keimzellen, die es produziert, möglichst weit streut. Da die Anzahl der Gameten groß und ihre Produktion energiearm ist, brauchen Männchen nicht auszuwählen, mit welchem Weibchen sie Nachkommen zeugen. Sie sind aus diesen Gründen promiskuitiv veranlagt. Sie unterliegen je nach Population einem mehr oder weniger starken, durch die Evolution bedingten Druck, sich möglichst wenig um den Nachwuchs zu kümmern und stattdessen weitere Nachkommen mit anderen Weibchen zu zeugen (Barash 1980, 147ff., 156, 158; Dawkins 1994, 241; Weber 2003, 26; Wickler/Seibt 1990, 136ff.).

Durch die im Körper des Weibchens stattfindende Befruchtung können Männchen, anders als die Weibchen, nie sicher sein, ob der Nachwuchs tatsächlich die eigenen Gene trägt. Infolgedessen entwickelten sie Strategien zur Vermeidung von Aufzucht fremder Jungen. Hierzu zählen zum Beispiel Überwachung des Weibchens schon vor der Geschlechtsreife, Beharren auf langen „Verlobungszeiten“ oder der Verzicht, stark sexuell auffordernde Weibchen zu begatten, da diese wahrscheinlich bereits begattet wurden. Andere Männchen werden daran zu hindern versucht, mit dem eigenen Weibchen zu balzen, zum Beispiel durch öffentliche Kopulation (Barash 1980, 151, 186; Dawkins 1994, 242f.; Wickler/Seibt 1990, 127ff., 136ff.). Bei der Übernahme eines fremden Weibchens werden oft dessen Jungen getötet, um eine schnelle Zeugung des eigenen Nachwuchses zu ermöglichen und die Investition in fremden zu vermeiden (vgl. Dawkins 1994, 242; Wickler/Seibt 1990, 133f.).

Das Verlassen des eigenen Nachwuchses stellt für die Männchen ein geringeres Problem dar als für die Weibchen, da die Zeugung von neuem Nachwuchs geringere Investitionskosten mit sich bringt, als alleine die Jungen aufzuziehen. Eine passende Gelegenheit für das Männchen sein Weibchen zu verlassen bietet sich, wenn es ohne größeren Aufwand mit einem anderen, leicht zugänglichen Weibchen (z. B. ohne lange Balzzeit) neuen Nachwuchs zeugen kann (vgl. Barash 1980, 185f.; Dawkins 1994, 242ff.).

Männchen gewinnen, anders als Weibchen, durch Unehrllichkeit. Weibchen versuchen, fähige Männchen auszuwählen, während Männchen ihre Gameten wahllos zu streuen versuchen. Aus diesem Grund werden im Genpool solche Gene, die zur Täuschung befähigen, tendenziell berücksichtigt. Außerdem bevorzugen Männchen sanftmütige Weibchen und lehnen aggressive ab, um sich einen möglichst großen Harem halten zu können (Dawkins 1994, 254, 263).

3.4 Geschlechtsspezifisches Verhalten des Menschen

Entsprechend den soziobiologischen Theorien sind Geschlechterdifferenzen beim Menschen ebenfalls auf die unterschiedlichen Investitionen der Geschlechter in die Nachkommen, begonnen bei den Gameten, zurückzuführen.

„Die Konsequenzen dieses gametischen Dimorphismus lassen sich durch die ganze Biologie und Psychologie der menschlichen Sexualität beobachten“ (Wilson 1980, 119).

Der Geschlechterkonflikt wird als Folge der unterschiedlichen Verhaltensstrategien bezüglich der Investitionen von Männern und Frauen in den Nachwuchs betrachtet. Prinzipiell gelten für den Menschen ebenfalls die im vorhergehenden Kapitel genannten geschlechtsspezifischen Verhaltensstrategien. Diese haben sich zudem in der Anatomie des Menschen verfestigt (Männer sind größer, schwerer, kräftiger, ausdauernder als Frauen) (vgl. Barash 1980, 278ff.; Dawkins 1994, 231ff.; Wickler/Seibt 1990, 156ff., 175ff.; Wilson 1975, 554; Wilson 1980, 119ff.). Barash beispielsweise bezieht sich auf sein Kapitel über die Strategien der Partnerwahl und der Fortpflanzung in dem es um das Verhalten von Tieren geht und überträgt dieses direkt auf den Menschen: Er nennt als kennzeichnend für männliches Verhalten sexuelle Aggressivität, Anlocken des anderen Geschlechts, Demonstrieren der Fortpflanzungsfähigkeit sowie als kennzeichnend für das weibliche Verhalten Beurteilungsvermögen und Widerstandskraft (vgl. ebd. 1980, 281). Direkt im Anschluss an diese Ausführung fügt er an:

„Der Mensch kann sich mit jedem Tier messen, was seine Fortpflanzungsbiologie und die notwendigerweise hohe elterliche Investition der Frau im Vergleich zum Mann anbelangt“ (ebd. 1980, 281).

Von den anderen Säugetierarten hebt sich der Mensch dadurch ab, was unter dem Begriff Kultur zusammengefasst wird. Hierzu werden Fähigkeiten des Menschen zur Abstraktion, Planung der Zukunft, Reflexion der Vergangenheit und Entwicklung von Technik gezählt. Diese geben dem Menschen zwar die Möglichkeit, sich teilweise von der Biologie zu lösen, im Kulturenvergleich zeigt sich laut Soziobiologie jedoch, dass Kultur und Tradition das biologisch bestimmte geschlechtsspezifische Verhalten in der Regel zu „Geschlechterrollen“ überformen. Geschlechterspezialisierungen werden dabei nicht aufgehoben. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung spiegelt demnach lediglich die biologischen Geschlechtsunterschiede wider (vgl. Wickler/Seibt 1990, 149f., 175ff., 188ff.; Wilson 1975, 553f. und 1980, 121).

4 Feministische Kritik an der Geschlechterbeschreibung der Soziobiologie^{5,6}

⁵ Bei der im Folgenden dargestellten Kritik geht es um die Aussagen der in den vorhergehenden Kapiteln erläuterten „Wilsonian sociobiology“ (Bleier 1984, 15).

Ein Hauptvorwurf an die Soziobiologie von feministischer Seite lautet, dass soziobiologische Theorien auf einem androzentrischen Bild des aktiven Männchens/Mannes und des passiven Weibchens/der passiven Frau entsprechend viktorianischer Geschlechterstereotype basieren. Diese Geschlechterstereotype hielten bereits Einzug in Darwins Theorie entsprechend der Gesellschaftsdoktrin des 19. Jahrhunderts und lebten in der Soziobiologie der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wieder auf. Die ihnen entsprechenden Formeln passiv = weiblich und aktiv = männlich werden von feministischer Seite als Zirkelschluss dargestellt. Geschlechterstereotype Vorannahmen bzw. Zuschreibungen werden bei der Beschreibung von Verhalten verwendet und auf dieses übertragen statt eine objektive Schilderung vorzunehmen. Auf diese Weise würden die Aussagen sogar ihrer körperlichen Grundlagen entzogen und dazu genutzt, Verhalten im Sinne viktorianischer Geschlechternormen zu typisieren wie dies beispielsweise bei der Anwendung sexistischer Stereotypisierung auf das Verhalten einfacher Organismen wie Algen geschieht (vgl. Bleier 1984, 23ff.; Fausto-Sterling 1988, 251ff., 272ff.; Hubbard 1989, 310ff., 316ff.; Mauß 2001, 104).

Zur Bestätigung dieses Bildes gehe die Soziobiologie von den unterschiedlichen Investitionen der Geschlechter in die Nachkommen in Form großer energiereicher Eizellen und kleiner energieärmerer Spermien aus. Der Vorwurf von feministischer Seite lautet, dass hiermit die Geschlechterasymmetrie auf die Ökonomie der Fortpflanzung reduziert und andere möglicherweise in Frage kommende Aspekte außer Acht gelassen würden. Die Komplexität menschlichen Sozialverhaltens würde ignoriert. Die unterschiedlichen Investitionen der Geschlechter in den Nachwuchs seien zudem nicht nachweisbar, da beispielsweise die Energie zur Produktion von Eizellen, Spermien und sonstiger Reproduktion gar nicht bekannt ist. Hierbei handele es sich lediglich um einen Versuch, das patriarchale Modell geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung biologisch zu begründen (vgl. Bleier 1984, 22ff.; Fausto-Sterling 1988, 257ff., 280; Hubbard 1989, 320ff.). Zudem würden nur Tierarten, die sich entsprechend der aufgestellten Norm verhalten, zur Bestätigung soziobiologischer Theorie herangezogen, und solche, deren Verhalten nicht in das Schema patriarchaler Ge-

⁶ In der feministischen Auseinandersetzung mit den Naturwissenschaften ist die Biologie seit langem Gegenstand der Kritik, denn die Biologie ist die naturwissenschaftliche Instanz, die Geschlecht und Kriterien für die Kategorisierung Mann und Frau definiert und zum Untersuchungsgegenstand hat. In ihr tritt laut KritikerInnen Sexismus offenkundig zu Tage. Der Fokus feministischer Kritik liegt auf durch androzentrische Vorurteile hervorgerufenen Verzerrungen der biologischen Wissenschaft und daraus abgeleiteten gesellschaftspolitischen Aussagen. Die Grundthese feministischer Analyse und Kritik der Biologie, insbesondere der Soziobiologie, lautet laut List: „Biologie beschreibt nicht einfach eine ihr vorgegebene und von ihr unabhängige natürliche Wirklichkeit, sondern sie ist eine Form der Wirklichkeitskonstruktion“ (ebd. 1991, 136). Die Kritik an traditionellen Begriffen von Objektivität hat in der feministischen Naturwissenschaftskritik zentrale Bedeutung. Feministische Naturwissenschaftskritik lässt sich nach Heinsohn in die drei Bereiche Frauen in den Naturwissenschaften, biologisch-medizinische Konstruktionen der Geschlechterdifferenz und Geschlechterideologie in naturwissenschaftlichem Wissen einteilen (vgl. hierzu Heinsohn 1998; List 1991; Scheich 1993).

schlechterstereotype passt, als abnorm dargestellt. Häufig würden lediglich allgemeine, unkonkrete Verweise auf „die bekannteren höheren Tiere“ (Hubbard 1989, 319) vorgenommen, um geschlechterstereotypes Verhalten zu generalisieren, ohne jedoch diese Tierarten näher zu beschreiben (vgl. Bleier 1984, 22ff.; Hubbard, 1989, 319; Mauß 2001, 104f.).

Ein weiterer Kritikpunkt von feministischer Seite lautet, dass, von den unterschiedlichen Investitionen in den Nachwuchs ausgehend, unterschiedliche Strategien der Geschlechter zur Maximierung der Fitness mit einem Überbau an geschlechtsspezifischem Verhalten und Eigenschaften abgeleitet würden. Mit diesem Konzept biologisiere und legitimiere die soziobiologische Theorie das bestehende gesellschaftliche Geschlechterverhältnis, das sich in geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, sexueller Doppelmoral und letztendlich in der männlichen Dominanz zeige (vgl. Bleier 1984, 26; Fausto-Sterling 1988, 259ff., 275ff.; Hubbard 1989, 322f.; Mauß 2001, 105).

Feministische Kritik aus den Reihen der Soziobiologie selbst kritisiert das auf den grundlegenden Konzepten dieser Wissenschaft aufbauende Geschlechterbild, jedoch nicht das Konzept selbst. Die Kritikpunkte von dieser Seite lauten, dass Weibchen entsprechend den zugrunde liegenden Geschlechterstereotype keine aktive Rolle in der Fortpflanzung anerkannt und ihnen die Verfolgung einer aktiven Handlungsstrategie abgesprochen würde. Infolgedessen fänden Themen, die diesen Geschlechterstereotypen nicht entsprechen, wie beispielsweise weibliche Promiskuität oder männliche Brutpflege, keine Beachtung, obwohl diese existierten (vgl. Blaffer-Hrdy 1986; Mauß 2001, 108ff.).

Ein zusätzlicher Schwerpunkt feministischer Kritik zielt auf die soziobiologische These ab, Vergewaltigung sei eine männliche Fortpflanzungsstrategie. Mit der Biologisierung von Vergewaltigung falle deren Bedeutung als Gewaltakt gegen Frauen und Instrument zu ihrer Unterdrückung aus ihrer Darstellung heraus. Der Wille der Frau bliebe in diesem Konzept völlig unbeachtet und die sozialen Konsequenzen für Frauen spielten keinerlei Rolle mehr. Dieses Beispiel zeige den androzentrischen Blick der Soziobiologie besonders deutlich (vgl. Bleier 1984, 31ff.; Fausto-Sterling 1988, 219ff., 266ff.; Mauß 2001, 106ff.).

Zudem wird von KritikerInnenseite die Soziobiologie als Reaktion auf Forderungen der Frauenbewegung angesehen. Mithilfe der soziobiologischen Theorie sollen den KritikerInnen zufolge Frauen auf die klassische Frauenrolle festgeschrieben werden, um die männliche Dominanz über die Frau und die bestehende ökonomische Machtverteilung zwischen den Geschlechtern zugunsten des Mannes zu verfestigen. Den AutorInnen zufolge wird dies durch die Naturalisierung der heterosexuellen Matrix sowie anderen Unterdrückungsstrukturen zu erreichen versucht. So verfolge die soziobiologische Theorie der Geschlechterdifferenz die Aufgabe, durch Biologisie-

rung die patriarchalen Geschlechterverhältnisse zu legitimieren (vgl. Hubbard 1989, 322f.; Fausto-Sterling 1988, 282ff.).

Außerdem sehen KritikerInnen der soziobiologischen Geschlechterbeschreibung in ihr einen Ausdruck kapitalistischer, patriarchaler Gesellschaftsstrukturen. Die Geschlechterbeschreibung der Soziobiologie begründet sich ihnen zufolge in den Strukturen und der Logik der Dominanz, die gekennzeichnet sind durch zugrunde liegende Dualismen von Mensch/Natur, Mann/Frau und den ihnen innewohnenden Hierarchien. In diskurstheoretischer Ansicht zeigen sich die konkurrierenden Reproduktionsstrategien von Mann und Frau als kapitalistischer Wettbewerb, bei dem die Reproduktionspartner die Mittel der Kapitalakkumulation darstellen (vgl. Bleier 1984, 23; Haraway 1991, 44ff.; ebd. 1995, 147, 155ff.; Mauß 2001, 118).

Nach Mauß lassen sich die hier dargestellten feministischen Kritiken an der soziobiologischen Geschlechterbeschreibung folgendermaßen zusammenfassen: Die Kritikerinnen Ruth Bleier, Anne Fausto-Sterling und Ruth Hubbard argumentieren wissenschaftsimmanent. Sie stellen Methoden und Konzept der Biologie aus naturwissenschaftlicher Sicht in Frage und versuchen diese als eine „schlechte“ Wissenschaft zu aufzudecken. Ebenfalls wissenschaftsimmanente Kritik äußert die Soziobiologin Sarah Blaffer-Hrdy, jedoch ohne die Soziobiologie selbst anzugreifen. Ihre Kritik setzt, wie bereits erwähnt, am blinden Fleck der Soziobiologie in Bezug auf Verhalten an, das nicht den tradierten Geschlechterstereotypen entspricht. Donna Haraway übt im Gegensatz zu den anderen Kritikerinnen Wissenschaftskritik als Kulturkritik. Sie sieht die Soziobiologie als eine kulturelle Praxis an, die Bedeutungen hervorbringt, welche wiederum als Fakten dargestellt und verbreitet werden (vgl. Mauß 2001).

5 Fazit

In der vorliegenden Hausarbeit wird die Denkweise der Soziobiologie und die daraus resultierenden Ansichten und Stellungnahmen in Bezug auf Geschlecht deutlich gemacht. Zudem legt die Arbeit die Ansatzpunkte feministischer Kritik hieran dar und stellt Argumente gegen die im Alltag immer wieder auftauchenden reaktionären, der populärwissenschaftlichen Rezeption der Soziobiologie entspringenden Sichtweisen von Geschlecht dar.

Die Erklärungen, die die Soziobiologie für geschlechtsspezifisches Verhalten bereit hält, sprechen meiner Meinung nach bereits für sich. Einige der Kritikpunkte, wie z. B. die geschlechterstereotype Formel passiv = weiblich und aktiv = männlich, die die feministische Auseinandersetzung mit der Soziobiologie aufgreift, fallen direkt ins Auge, wenn man sich bereits mit Gender Studies und Naturwissenschaftskritik befasst hat. Da aber die Soziobiologie wie zu Anfang erwähnt eine große Verbrei-

tung in der Öffentlichkeit hat, somit eine Vielzahl an Menschen erreicht und deren Meinungsbildung beeinflusst, halte ich es für sehr wichtig, eine nähere Auseinandersetzung mit der Soziobiologie, ihrer Sichtweise von Geschlecht und den Hauptargumenten feministischer Kritik daran einzugehen. Auch wenn die hier vorgestellte Soziobiologie, ihre Sichtweise von Geschlecht und die feministische Debatte darüber schon älter sind, hat dieses Thema meines Erachtens an Aktualität nichts eingebüßt. Das Geschlechterbild der Soziobiologie wird nach wie vor in die Öffentlichkeit transportiert und schreibt in der Meinung und dem Wissen vieler tradierte Geschlechternormen fest. Eine Auseinandersetzung in den Gender Studies mit diesem Thema halte ich für sehr wichtig, da es in der politischen Praxis nicht nur darum gehen kann, Genderkompetenzen und Genderwissen zu vermitteln, sondern auch an den Ursachen für das Fortbestehen bestimmter Geschlechternormen und -verhältnisse anzusetzen. Meiner Meinung nach lassen sich in dem durch die Naturwissenschaften und insbesondere durch die Soziobiologie vermittelten Weltbild einige dieser Ursachen finden.

Auch lohnt sich die Auseinandersetzung mit der Soziobiologie, weil sie ein sehr illustratives Beispiel für die Verbreitung von Geschlechterideologie durch (Natur-)wissenschaft und die Biologisierung und damit Festschreibung von Geschlechterdifferenzen darstellt. Da die Soziobiologie die Kategorie Geschlecht als einen Hauptuntersuchungsgegenstand hat, treten in ihr Geschlechterideologien offenkundig zu Tage, wodurch sich an ihr feministische Naturwissenschaftskritik sehr gut nachvollziehen lässt. Besonders deutlich ist mir in der Auseinandersetzung mit diesem Thema geworden, dass Wissenschaft bzw. Naturwissenschaft eben nicht den Objektivitätsanspruch, den sie an sich selbst stellt, erfüllt, sondern zum einen bestimmte Bilder und Vorannahmen in diese einfließen und sie zum anderen dazu dient bzw. dienen kann, gesellschaftliche Verhältnisse – in diesem Fall Geschlechterverhältnisse – zu legitimieren.

Als Ausblick soll gesagt werden, dass es meiner Ansicht nach sehr interessant und aufschlussreich sein könnte, den öffentlichen Diskurs in dem die soziobiologische Sicht von Geschlecht Gegenstand ist, zu analysieren. Hierzu könnten beispielsweise die Veröffentlichungen einer großen meinungsbildenden Zeitschrift zum Thema im Vergleich zu ihrem Ursprung in der Soziobiologie als Wissenschaft und zu der feministischen Kritik daran untersucht werden. Eine andere interessante Weiterführung der vorliegenden Arbeit könnte darin bestehen, eine so genannte „harte“ Naturwissenschaft, in der die Kategorie Geschlecht nicht Gegenstand der Untersuchung ist und bestimmte Geschlechterideologien nicht so offensichtlich deutlich werden wie in der Soziobiologie, und hieran bestehende feministische Kritik mit der in der vorliegenden Hausarbeit erfolgten Auseinandersetzung mit der Soziobiologie zu verglei-

chen. Von besonderem Interesse wäre dabei, ob ähnliche Muster in der „harten“ und „weichen“ Naturwissenschaft zutage kommen und inwiefern sich Argumentationsstrukturen gleichen.

Literatur

- Barash, David P.: Soziobiologie und Verhalten. Berlin/Hamburg 1980.
- Blaffer-Hrdy, Sarah: Empathy, Polyandry, and the Myth of the Coy Female. In: Bleier, Ruth (Hrsg.): Feminist approaches to Science. New York 1986, 119-146.
- Bleier, Ruth: Science and Gender. A Critique of Biology and Its Theories on Women. New York 1984.
- Dawkins, Richard: Das egoistische Gen. Ergänztes und überarbeitete Neuauflage. Heidelberg/Berlin/Oxford 1994.
- Fausto-Sterling, Anne: Gefangene des Geschlechts? Was biologische Theorien über Mann und Frau sagen. München 1988.
- Haraway, Donna: Primatologie ist Politik mit anderen Mitteln. In: Orland, Barbara/Scheich, Elvira: Das Geschlecht der Natur. Frankfurt a. M. 1995, 136-198.
- Haraway, Donna: Simians, Cyborgs, and Women. The Reinvention of Nature. New York 1991.
- Heinsohn, Dorit: Feministische Naturwissenschaftskritik. Eine Einführung. In: Petersen, Barbara/Mauß, Bärbel (Hrsg.): Feministische Naturwissenschaftsforschung: science und fiction. Mössingen-Talheim 1998, 14-32.

- Hubbard, Ruth: Hat die Evolution die Frauen übersehen? In: List, Elisabeth; Studer, Herlinde (Hrsg.): Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik. Frankfurt am Main 1989, 301-333.
- Immelmann, Klaus: Einführung in die Verhaltensforschung. 4., völlig Neubearb. Aufl. Berlin/Wien 1996.
- Linke, Sebastian: Zur Rezeption der Soziobiologie in den Medien: Ein Vergleich der Darstellung in Wissenschaft und deutscher Presse zwischen den 1970er und 1990er Jahren. In: Groeben, Christiane/Kaasch, Joachim/Kaasch, Michael (Hrsg.): Stätten biologischer Forschung/Places of Biological Research. Beiträge zur 12. Jahrestagung der DGGTB in Neapel 2003. Berlin 2005, 389-405.
- List, Elisabeth: Was heißt „natürlich“? – Theorieproduktion und Geschlechterpolitik am Beispiel der Soziobiologie. In: Herzog Walter/Violio, Enrico (Hrsg.): Beschreiblich weiblich. Aspekte feministischer Wissenschaft und Wissenschaftskritik. Zürich 1991, 135-152.
- Lexikon der Biologie: in fünfzehn Bänden. Heidelberg 2004.
- Mauß, Bärbel: Von Menschen und Mäusen. Ansätze feministischer Biologiekritik am Beispiel der feministischen Auseinandersetzung mit der Soziobiologie. In: Götschel, Helene/Daduna, Hans (Hrsg.): Perspektivenwechsel. Frauen- und Geschlechterforschung zu Mathematik und Naturwissenschaften. Mössingentalheim 2001, 97-120.
- Ridley, Mark: Evolution. Third Edition. Malden 2004.
- Scheich, Elvira: Feministische Biologiekritik. In: dieselbe: Naturbeherrschung und Weiblichkeit. Denkformen und Phantasmen der modernen Naturwissenschaft. Pfaffenweiler 1993, 181-196.
- Weber, Thomas P.: Soziobiologie. Frankfurt a. M. 2003.
- Wickler, Wolfgang/Seibt, Uta: Das Prinzip Eigennutz. Ursachen und Konsequenzen sozialen Verhaltens. Hamburg 1977.
- Wickler, Wolfgang/Seibt, Uta: Männlich Weiblich. Ein Naturgesetz und seine Folgen. München 1990.
- Wilson, Edward O.: Biologie als Schicksal. Die soziobiologischen Grundlagen menschlichen Verhaltens. Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1980.
- Wilson, Edward O.: Sociobiology. The new synthesis. Cambridge 1975.